

FREIBURGER UNIVERSITÄTSREDEN

Neue Folge Heft 12

Selbstverlag der Universität

1951

JOHANNES VINCKE

DIE BEGEGNUNG
DES DEUTSCHEN UND DES SPANIERS
IM 14. JAHRHUNDERT

Freiburger Rektoratsrede am 28. April 1951

Wenn heute Spanier und Deutsche einander begegnen, dann empfindet jeder von ihnen den anderen ohne weiteres in der Besonderheit seines Volkstums. Es braucht sich dabei durchaus nicht um Gegensätze zu handeln, meist sind es ja nur Verschiedenheiten, in denen allerdings klar wird, daß und wie der eine in Auffassung, Sprache, Lebensart und dergleichen sich von dem anderen abhebt¹.

Es ist kein Zweifel, daß das Bewußtsein um die Besonderheit des anderen — und damit erst eigentlich auch des eigenen Selbst — so alt ist wie die Begegnung der verschiedenen Völker selbst, auch wenn es im Verlauf der Jahrhunderte sich nicht immer in gleicher Weise äußerte. Als die heutigen europäischen Völker im frühen Mittelalter noch der abendländischen Völkergemeinschaft zustrebten und überhaupt vielfach noch im Werden begriffen waren, da empfanden sie einander natürlicherweise anders als im späten Mittelalter, als sie ein gesteigertes Eigenbewußtsein entwickelt hatten und die gemeinsame Grundlage bereits wieder aufzugeben strebten.

Die quellenmäßigen Hinweise auf die gegenseitigen Empfindungen, die die Begegnung unserer Völker hervorrief, sind aber für die Zeit bis zum 13. Jahrhundert noch spärlich. Im 13. Jahrhundert aber lassen sie bereits ein Volksempfinden hervortreten, das sich im 14. Jahrhundert zum Volksbewußtsein steigert². Im 15. Jahrhundert sind die Quellen, besonders Reiseberichte, so geschwätzig, daß wir das Bild der Begegnung des Spaniers und des Deutschen schon eingehend nachzeichnen können. Die Renaissance bahnte sich an. Der kastilische Ritter Pedro Tafur machte sich 1438 auf seiner Reise durch Deutschland³ in der Hansestadt Köln Gedanken über die Veranlagung und Geschicklichkeit der Deutschen in der Beherrschung der handwerklichen Technik und in der gastfreien, fröhlichen Rheinpfalz über die häufigen Mahlzeiten der Deutschen, die ihm sogar zur Zeit seiner vierzehntägigen Gefängnishaft zur Verfügung standen. Mit dem übertreibenden spanischen Sarkasmus schrieb er: „Sie gaben uns jede Stunde zu essen und zu trinken,

wie es bei ihnen Sitte ist, ganz anders als bei uns, so daß es uns schlecht bekam.“

Da es nun ein Anliegen der geschichtlichen und der volkskundlichen Forschung ist, dieses Bild über das 15. Jahrhundert hinaus zurückzuverfolgen, fragen wir heute nach den Aussagen, die uns die Quellen des 14. Jahrhunderts zu unserem Thema machen.

Wir benützen dabei die steingewordene Schrift, wie man die Bauwerke der Vergangenheit genannt hat, zu einer ersten Einführung. Sie sind ja heute trotz aller Zerstörungen gerade auch der letzten Kriege noch so zahlreich vorhanden, daß sie bei einheitlicher Aussage, auch wenn uns eigentliche schriftliche Zeugnisse nicht bekannt geworden sind, einen selbständigen Quellenwert besitzen. Sie sind alle im Stil der Gotik geschaffen. Das Geheimnis dieses Stils scheint zum guten Teil zugleich das Geheimnis der Begegnung der abendländischen Völker zu sein. Es begegneten sich in ihm der Holzbau des Nordens und der Steinbau des Südens, wobei naturgemäß Spanien stärker der Idee der Steinkonstruktion, Deutschland stärker der Idee der Holzkonstruktion verhaftet blieb, so daß wir uns hier geradezu in einem Wurzelbereich volkstümlich verschiedenen Empfindens bewegen. Daß der gotische Stil sich eben im 13. und 14. Jahrhundert entfaltete, lag aber — außer an der Begegnung der Völker — vor allem einmal an der hohen geistigen Ideenwelt, die in der Begegnung der Philosophie und der Theologie wie auch in der Begegnung der Scholastik und der Mystik zum Ausdruck kam, und zum anderen an dem gleichzeitigen Fortschritt der Naturerkenntnis und der Technik, lag also gewissermaßen an der schöpferischen Begegnung der Geisteswissenschaften und der Naturwissenschaften, die jene Zeit besonders kennzeichnet. So ermöglichte sich 1. technisch die Anwendung des Kreuzrippengewölbes, das den Druck der Gewölbe auffing und die tragenden Mauerwände — wie bei einer Holzkonstruktion — durch Pfeiler zu ersetzen gestattete, und 2. geistig die Auswirkung eines hochgradigen Spiritualismus, der den Gebilden der Architektur und Plastik das Lastende nahm und ihnen den Charakter der Schwebung verlieh.

Spanien hat in seinem muselmanischen Bereich das Kreuzrippengewölbe schon im 10. Jahrhundert gekannt⁴. Aber ohne die Berührung mit dem Baudenken Frankreichs und Deutschlands wäre daraus wohl nie die Gotik geboren, wenigstens nicht in ihrer Vollendung. Derartige Erscheinungen sind ja auch sonst leicht festzustellen. Denken wir beispielsweise an die Frage nach dem Ursprung des Eigenkirchenwesens, die seit Ulrich Stutz die For-

schung beschäftigt hat. Schon in der Geschichte der Frühkirche hören wir von gottesdienstlichen Gebäuden, die sich in Privatbesitz befanden. Aber diese privaten Kirchen hätten nie das Eigenkirchenrecht entwickelt, wenn nicht die Dynamik des germanischen Privatrechts und damit auch des Eigenkirchenrechts sozusagen die Anlage mit dem noch fehlenden elektrischen Strom versehen hätte⁵.

Was der Deutsche an seinen gotischen Kathedralen liebte, das war in erster Linie die Kühnheit der Architektur — das entsprach ja auch seiner Neigung zur Holzkonstruktion —, während der Spanier, deutlich spürbar auch vom maurischen Erbe her, viel stärker zugleich die Pflege des Ornaments im Auge hatte. Die äußeren Langseiten der gotischen Kirchen in Deutschland sind meist gekennzeichnet durch Strebepfeiler und Strebebögen. Man könnte sich das auch in Holz vorstellen. In Spanien erscheinen die Langseiten dagegen durchweg mehr oder weniger als glatt hochgezogene Wände, während die Strebepfeiler, die auch dort ihre tragende Funktion haben, gern in das Kircheninnere hineinstoßen⁶ und dadurch einmal die Ausmaße des Innenraums verringern und zum anderen noch stark die ornamentale Wirkung steigern, zumal die so entstehenden seitlichen Nischen als ornamentreiche Kapellen eingerichtet wurden. Es ist für den Deutschen ebenso auffallend wie für den Spanier selbstverständlich, daß der Spanier auch die Höhenwirkung seiner gotischen Kirchen einschränkte, indem er etwa die obere Fensterreihe gewissermaßen zu Triforien verniedlichte oder die Zahl der Schiffe vermehrte, so daß die Breitenwirkung — wiederum mit all ihren ornamentalen Möglichkeiten — desto mehr hervortrat⁷. Hatte der Spanier in der ersten Übrumpelung durch den nördlichen Einfluß größere Fensteröffnungen zugelassen, so begann er, als ob er ein Unrecht, das er sich selbst zugefügt hätte, wiedergutmachen müßte, diese Lichtflächen mehr und mehr wieder zuzumauern. Und wenn eine gotische Kathedrale in Spanien, wie in Gerona oder Zaragoza, einmal durch die Kühnheit und Gewalt der Architektur hervorragt, dann fühlt sich der Spanier bezeichnenderweise nicht ganz wohl darin⁸, während der Deutsche geradezu zum Aufatmen kommt. Diese Unterschiede sind so deutlich und unübersehbar, daß auch die Deutschen und die Spanier vor 600 Jahren sich ihrer Wirkung nicht entziehen konnten.

Die gotische Bau- und Bildsprache ist für uns heute zwar ein besonders leicht zugänglicher, aber glücklicherweise nicht der einzige Ausdruck der Volkstumsbesonderungen jener Zeit. Unmißverständlich spricht sich auch die

Schrift, zumal im Briefstil, über unsere Frage aus. Lassen wir hier die Graphologie, die aus den Schriftzügen auf den Charakter des Schreibers selbst, also auf das Besondere des schreibenden Spaniers und Deutschen schließt, beiseite; denn sie konnte damals kaum ausreichend verstanden werden. Achten wir vielmehr lediglich auf den Inhalt oder besser gesagt auf den Aufbau des Briefinhalts. Der Deutsche ist auch da so etwas wie der Gestalter der Architektur, es kommt ihm darauf an, das Sachliche seines Begehrs oder seiner Stellungnahme herauszuarbeiten. Das Persönliche — wenn es ihm wie bei Liebes- oder Familienbriefen nicht gerade das Sachliche ist — läßt er möglichst beiseite. Es stört ihn wenig, wenn er mit der Tür ins Haus fällt. Es braucht bei solchen Verallgemeinerungen nicht gesagt zu werden, daß Ausnahmen die Regel bestätigen und daß der Rheinländer sich anders gibt als der Alemanne und Westfale. Der Spanier bringt in seinen Briefen selbstverständlich ebenfalls nur das Wesentliche, aber mit dem Unterschied, daß er alles persönlicher auffaßt. Er fühlt sich mit vollendeter Anpassung in die Verhältnisse des Briefempfängers ein und spricht wohl vorerst gar nicht von dem, was sein Brief eigentlich bezweckt. Er will zunächst den Adressaten ansprechen, mit ihm ins Gespräch kommen und sein Interesse erwecken. Er wird so — *cum grano salis* gesprochen — zum Gestalter des Ornaments⁹. Aber diese geistige Wendigkeit ist nicht Berechnung, sondern Instinkt, und als Spannung wohl weniger Gegensatz als ein Anderssein und eine Ergänzung des Deutschen. Jeder von beiden charakterisiert sich in seinem Briefstil eben so, wie er wirklich ist.

Die Infantin Isabel von Aragon, die am 14. Oktober 1312 mit Friedrich dem Schönen von Österreich die Ehe schloß, wurde in den Briefen von ihren Schwägern, den Herzogen Albert und Otto von Österreich, mit „Du“ angedredet¹⁰. Das entsprach der deutschen Sitte. Als Isabel, deren Gatte inzwischen zum deutschen König gewählt war, aber diesen deutschen Brauch übernahm und brieflich ihren Bruder, den Infanten Alfons, zu duzen begann, zog sie sich einen Verweis ihres Vaters zu; König Jakob II. sah in der Germanisierung des Briefstils einen Verstoß gegen die spanische Etikette¹¹.

Der Deutsche und der Spanier haben sich in ihrem Briefstil, wenigstens in der Hauptsache, bis heute nicht geändert. Auch Heinrich Finke, der unsere Freiburger Universität in Spanien bis zur Verehrung beliebt gemacht hat, hat darin keine Ausnahme gemacht. Als er die königliche Korrespondenz im Kronarchiv zu Barcelona abschrieb, nahm er gleich die bekannten drei Punkte (...) zu Hilfe, mit denen er den Ausfall einer Textstelle anzeigte.

Er tat das nicht nur, weil er keine Zeit hatte, alles abzuschreiben, sondern allein schon deshalb, weil er nur das Sachliche bringen wollte, das heißt dasjenige, was der Deutsche als sachlich ansieht. So hat er aus der Korrespondenz das weltgeschichtlich Bedeutungsvolle herausgeschält, Er ließ sich hier derart von einem Grundsatz leiten, daß er sich eine gegenteilige Arbeitsweise nie verziehen haben würde. Und das Ergebnis ist, daß man in Spanien fast alle seine Quellenveröffentlichungen noch einmal herausgeben wird und muß, um eben das nachzuholen, was erst die spanische Quelle — den spanischen Brief — vollkommen macht.

Verweilen wir noch bei Isabel von Aragon, um nach weiteren Zeugnissen zu fragen, die aus der Begegnung der beiden Volkstümer erwachsen. Der Spanier hält eine große Körpergestalt für einen Koloß, für barbarisch und unsympathisch. Umgekehrt gilt in Deutschland nur der hochgewachsene Mann als stattlich. Der österreichische Brautwerber Friedrichs des Schönen, der Spanien zum ersten Male betrat, spielte natürlich bei der Schilderung der Vorzüge seines Herrn auch den echt deutschen Trumpf aus: Herzog Friedrich hat eine überragend hohe Gestalt^{12!} Nun hatte freilich auch das aragonische Königshaus, in dem das westgotische Blut fortlebte, in früheren Generationen verschiedentlich ungewöhnlich hochgewachsene Sprossen hervorgebracht, so die Könige Peter II. (gestorben 1213) und Jakob I. (gestorben 1276). Aber diese Ehre war in Spanien doch zweifelhaft. Herzog Friedrich würde in Spanien nicht den Beinamen „der Schöne“ erhalten haben, und auch der Gesandte hätte wohl weniger Eile gehabt, die Körpergröße Friedrichs zu besingen, wenn er den Widerhall gekannt hätte, den er erweckte. Unter Isabels Brautausstattung befand sich auch ein goldener Pokal, dessen Deckel mit einem kristallinen Eichenzweig verziert war. Man hat die Frage gestellt, ob das deutscher Einfluß ist^{13?} Wir würden in diesem Zusammenhang lieber fragen: ob man das in Spanien als besonders deutsch ansah und ob man damit die Infantin in Deutschland besonders gut einführen wollte?

Besonders einschneidend scheint die Spanierin die Auseinandersetzung mit der deutschen Sprache empfunden zu haben, bezeichnenderweise übrigens in Verbindung mit ihrem religiösen Leben. Isabel konnte in Deutschland einige Jahre hindurch ihre spanische Begleitung bei sich behalten. Als dann aber ihre Landsleute, auch der Beichtvater, nach Spanien zurückzogen, da geriet die Katalanin Blanka de Calders, die einzige, die mit ihrer Fürstin noch in Deutschland zurückblieb, in die allergrößte Bestürzung. Die deutsche Sprache ist für den Spanier ja schwerer zu erlernen als die spanische Sprache

für den Deutschen, und wenn man sich schon allgemein an das Beten und Beichten in einer fremden Sprache besonders schwer gewöhnt, so mag das noch in erhöhtem Maße bei der Spanierin in Deutschland der Fall gewesen sein. Jedenfalls glaubte Blanka de Calders, als sie nicht mehr in der heimatischen Weise beichten konnte, geradezu ihr Seelenheil gefährdet¹⁴.

Überhaupt darf man dem religiösen Eigenleben jeden Volkstums alle Aufmerksamkeit widmen. Denn die Tatsache, daß im 14. Jahrhundert das ganze Abendland der gleichen Kirche angehörte und den lateinischen Ritus befolgte, verführt leicht zu der Auffassung, daß alle volkhaft verschiedenen Ausgangspunkte sich nicht nur in dem gleichen Ziel vereinten, sondern sich auch mehr oder weniger auf den gleichen Wegen bewegten. Wie verhält sich die Sache in Wirklichkeit? Seit dem 15. Jahrhundert haben wir Zeugnisse deutscher Santiago-Pilger, die beinahe fassungslos vor dem Leben und Geräusch in der Kathedrale zu Santiago de Compostela standen und das Heiligtum mit einer Markthalle verglichen¹⁵. Im 14. Jahrhundert war das sicher nicht anders, wie es auch heute noch nicht anders ist. Was hier der Deutsche unter Umständen für unerhört hält, das hält der Spanier in seiner lebensvollen Natürlichkeit für selbstverständlich. Und dabei will jeder von beiden unbedingt der gleichen Kirche ergeben sein.

Die Santiago-Pilgerfahrten erreichten gerade in der Zeit der Gotik ihren Höhepunkt. Wir finden unter den deutschen Pilgern besonders viele Ritter und Kaufleute, einen Menschentyp also, der einen starken Unternehmungsgeist und einen weiten Blick hatte und so in hervorragender Weise auch für einen Vergleich der beiden Völker aufgeschlossen war¹⁶. Gelegentlich läßt ein Pilger es eigens in seinem Geleitbrief vermerken, daß er nicht allein eine Pilgerreise mache, sondern auch die Sitten und Gebräuche des anderen Volkes kennenlernen wolle. Man überfliege daraufhin zum Beispiel aus dem Jahre 1387 die Geleitbriefe der Grafen Basso von Mansfeld und Heinrich von Schwarzburg, der Edelherren Eberhard und Gottschalk von Buchnau und anderer Ritter¹⁷. Und Heinrich Herr von Gera, der im gleichen Jahre mit einem Troß von 25 Wagen in Barcelona eintraf, um von dort nach Santiago weiterzureisen, sprach überhaupt nicht einmal von der Wallfahrt, sondern erklärte lediglich, er wolle nach der Sitte des Adels fremde Länder durchwandern¹⁸. Wer aber mit solcher Einstellung eine Reise nach Spanien oder Deutschland antrat, der wird in manchen Fällen auch seine Reiseerinnerungen aufgezeichnet haben, und es wäre zu hoffen, daß sich hier und dort noch solche Reisebücher auffinden lassen, die uns Neues über die Begegnung der beiden Völker berichten können.

Hatte Spanien berühmte Wallfahrtsorte — neben Santiago vor allem den heiligen Berg Montserrat —, die den Deutschen anzogen, so fanden sich andererseits auch die Spanier in Deutschland religiös angesprochen und bereichert. Sie besuchten die Kirchen und Andachtsstätten, die an ihren Reisewegen lagen, und wandten besonders den Reliquien der Heiligen ihr Interesse zu. Hervorhebung verdienen hier die Reliquien der Elftausend Jungfrauen in Köln und der hl. Elisabeth. Der Name der letzteren — spanisch Isabel — wurde zu einem beliebten Vornamen des spanischen Volkes. Und was die Elftausend Jungfrauen angeht, so sehen wir schon 1223 Teile ihrer Reliquien auf der Reise nach Kastilien¹⁹. Im Jahre 1309 schenkte die Stadt Köln dem König Jakob II. weitere Reliquien dieser Heiligen, die dann feierlich in der königlichen Kapelle zu Barcelona beigesetzt wurden²⁰. Ein gleiches Geschenk ließ die Stadt Köln der Stadt Barcelona übergeben²¹. Später erhielt auch der Prior des Montserrat aus Köln eine entsprechende Reliquie, und König Johann I. von Aragon bemühte sich 1387, für ihre Aufbewahrung ein würdiges Reliquiar herstellen zu lassen. Inzwischen waren in Spanien überhaupt viele Altäre und Benefizien zu Ehren der hl. Elftausend entstanden. Spanien bezog die Reliquien nicht nur deshalb aus Deutschland, weil Deutschland ihr Ursprungsland war, sondern, wie es den Anschein hat, auch deshalb, weil man in diesen Reliquien etwas Deutsches sah. Vielleicht erinnern wir uns daran, daß der Spanier sehr stark beeindruckt ist durch die deutsche Frau, die sich frei von den in Spanien üblichen gesellschaftlichen Schranken bewegt und doch den Adel des Charakters ausstrahlt; erinnern wir uns auch an die Achtung, die die römischen Schriftsteller, besonders Tacitus, der Tapferkeit, Keuschheit und dem Todesmut der germanischen Frau entgegenbrachten²²: dann mag es sein, daß wir hier einen Schlüssel zum Verständnis der Anziehungskraft sehen dürfen, die von den deutschen heiligen Frauen auf den Spanier ausging. Das späte Mittelalter machte sich keine Gedanken darüber, daß es vermutlich einem Lesefehler zum Opfer gefallen war und statt 11 000 nur elf lesen durfte²³. Es brachte seine Begeisterung zum Ausdruck, und es war nicht zuletzt der Spanier, der sie an Vorbildern entzündete, die ihm in deutscher Gestalt begegneten.

Indem wir feststellen, daß der Deutsche zum Apostel Jakobus und der Spanier zu den Elftausend Jungfrauen ein innerliches Verhältnis entwickelte, wollen wir auch die Frage aufwerfen, ob der eine oder andere dadurch etwas von seiner völkischen Eigenart verlor oder wie sich sonst der ausländische Einfluß auf das eigene Volkstum auswirkte. Wir müssen da einen äußeren

und einen inneren Einfluß unterscheiden. Nach außen hin ist es zum Beispiel auffallend, daß in Deutschland zu jener Zeit der Jakobus-Vorname immer häufiger auftrat und daß in vielen Fällen der Name sogar zum Familiennamen wurde. Daher heute noch die je nach der deutschen Landschaft gebildeten Familiennamen: Kopp, Köppen, Köbele, Köbes, Jakobs, Jakobi, Jackl, Jäggin, Jägle, Jäckle usw. Deutsche Namen verschwanden, ausländische Namen kamen zur Geltung. In Spanien wurde von Deutschland her der Vorname Isabel häufig. Vielleicht dürfen wir aber auch die außerordentlich starke Verbreitung der westgotischen Namen im spanischen Volke damals und heute (in Kastilien etwa: Ferdinand, Rüdiger und Alfons, in Katalonien: Arnald, Wilhelm, Raimund und Bernhard, in Aragon: Sancho und Ramiro) in diesem Zusammenhang heranziehen, die nach außen hin ja auch von der Germanisierung des Spaniers reden.

Dieser äußerliche Vorgang ist aber nicht die Hauptsache. Die äußere Wirkung entsprang vielmehr einer inneren Ursache. Der Spanier stand Jahrhunderte hindurch im Kampf auf Leben und Tod gegen die maurischen Eindringlinge. Da nahm er alles zu Hilfe, was seinen Kampfwillen und seine Siegeszuversicht stärkte. Ein solch stärkender Einfluß aber ging von der westgotischen Vergangenheit und von den westgotischen Namen aus, die deshalb notwendigerweise nicht mehr als landfremd betrachtet wurden, sondern als Ausdruck des besten eigenen Wesens galten. So verband man in Spanien mit der Vorstellung des Deutschen den Begriff des Tapferen. Es lief damals im 14. Jahrhundert in Spanien schon die Sage von Otger Cataló, dem deutschen Ritter, und seinen neun Gefährten, die zur Zeit Karl Martells (733) den Muselmanen Barcelona entrissen und damit den siegreichen Anfang der reconquista machten, und berühmte Geschlechter des 14. Jahrhunderts setzten ihren Stolz darin, ihren Ursprung auf jene tapferen Deutschen zurückzuleiten²⁴. Und ganz ähnlich verhält es sich mit dem Jakobus-Namen in Deutschland. Der Deutsche entfaltete im 14. Jahrhundert seine Kraft im Ausbau der Städte und des Wirtschaftslebens. Er sah in Jakobus nicht einen Fremdling, sondern den Helden und nie versagenden Schützer, der sich jeder Gefahr gewachsen zeigte. Der Deutsche — denken wir an das Aufblühen der Hansa — wurde im Anblick eines solchen Vorbildes selbst wagemutiger und hilfsbereiter. Er erkannte den Jakobus-Namen als einen Wert und eine Kraft, die er brauchte, wenn er seine besten Fähigkeiten entwickeln wollte. Er sah den Kern der Sache und achtete der Schale wenig. Gerade der Starke ist damals am Jakobus-Kult noch stärker und der Deutsche noch deutscher gewor-

den. Er fand im Fremden das eigene, und deshalb gewann er ihm Interesse ab.

Wie eigenständig der Deutsche und der Spanier blieben, auch wenn es sich an sich um die gleichen Vorgänge handelte, soll uns aus dem Bereich des kirchlichen Lebens noch folgendes Beispiel zeigen. Es war häufig, daß im 14. Jahrhundert durch päpstliche Provision kirchliche Pfründen an Ausländer kamen, die so für ihre Verdienste entschädigt werden sollten. Von den Einheimischen wurden die Fremden bitter beurteilt. Aber der Grund der Kritik war ebenso typisch spanisch auf der einen als typisch deutsch auf der anderen Seite. Der Deutsche fühlte sich beispielsweise beschwert²⁵, weil der Papst einen Nichtadeligen ernannte und dadurch das deutsche Standesbewußtsein verletzt hatte. Dem Spanier aber war dieser Gesichtspunkt fast gleichgültig; er hob vielmehr etwa hervor, daß die Ausländer doch meist abwesend seien und deshalb an die einheimischen Armen keine Almosen verteilten²⁶. In Spanien wird ja auch heute noch mit den Almosen beinahe ein Kult getrieben. Jeder kämpfte bewußt mit seinen eigenen Waffen; jeder erlebte die Angelegenheit mit seinem eigenen Gewissen, und das erst gab seiner Betrachtung den Akzent.

Typisch empfand schon im 14. Jahrhundert der Spanier den Deutschen (und umgekehrt) auch in der Pflege der Musik. Besonders aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts liegen uns darüber zahlreiche Nachrichten vor²⁷. Die Könige Peter IV. (1336 bis 1387), Johann I. (1387 bis 1396) und Martin (1396 bis 1410) legten gleich großen Wert auf die weltliche Tonkunst bei Mahlzeiten und festlichen Veranstaltungen, wie auf auserlesene Musik in der Hofkapelle. Von 1347 bis 1352 bediente Peter IV. sich des aus Deutschland stammenden Organisten Gilet le Gay²⁸. Den Gesang in der Hofkapelle leitete damals der Niederländer Gerard Brune von Diest²⁹. Als Juglars traten um diese Zeit die Deutschen Johann (1351), Vruoli und Morgoe (1360) in Aragon auf³⁰. Um 1360 gelangte in Deutschland die Instrumentalmusik zu neuer Blüte, während Italien sich besonders auf die Pflege der Streichmusik verlegte³¹. Spanien gab damals im ganzen der Instrumentalmusik den Vorzug und schätzte den Deutschen besonders als Schalmeybläser und Bombardist und den Flamen als Organisten. Eine Botschaft jagte die andere, um deutsche Spielleute nach Spanien zu holen³². Der Deutsche hatte damals in der Instrumentalmusik seine Stärke entdeckt und wurde darin gerade auch in Spanien anerkannt. Er mochte, wenn wir den Vergleich wagen dürfen, in seinen spanischen Hörern eine ähnliche Vorstellung vom deutschen Wesen erwecken, wie es später etwa Richard Wagner tat³³.

Entsprechend wirkte dem Spanier gegenüber auch der deutsche Söldner,

der sich, ebenso wie der Musiker, von fremden Herrschern anwerben ließ und dann dessen Schlachten schlug. Er ist am besten in Italien zu verfolgen³⁴, und dort war es auch, wo die Spanier am härtesten mit ihm zusammenstießen. Jakob II. von Aragon hatte 1297 die Insel Sardinien von Papst Bonifaz VIII. als Lehen erhalten. Die Insel war in den Händen der kaiserlichen Stadt Pisa, und als Jakob II. zur Eroberung landete, warf Pisa den Spaniern vor allem seine deutschen Söldner (500 bis 800 Reiter) entgegen³⁵. Bezeichnend ist der Kampfbericht des Katalanen Ramon Muntaner. Auf den Rat eines deutschen Ritters, der den aragonischen Thronfolger Alfons, den Anführer des Unternehmens, persönlich kannte, wurden nach Muntaner³⁶ 12 deutsche Reiter bestimmt, die — zusammen mit 10 ausgesuchten Fußleuten — im Kampfgetümmel lediglich auf die Erledigung der Person des Thronfolgers zu achten hatten. Es gelang ihnen in ihrer unbeirraren Taktik auch, das Pferd des Gegners zu töten und den Thronfolger selbst zu Fall zu bringen. Wir empfinden dieses planvoll erdachte Vorgehen auch heute noch als echt deutsch. Umgekehrt aber lernten die Deutschen auch das Improvisieren, die typisch blitzartige Anpassung der Spanier an die gegebene Lage, kennen. Beim Beginn des Reiterkampfes durchbrachen etwa 200 aragonische Fußsoldaten ihre Lanzen in der Mitte und mischten sich unter die Pferde, um sie von unten her zu durchstechen, während die übrigen Aragonier frontal den Kampf bestanden. Die Spanier blieben auf diese Weise Sieger. Muntaner nennt die Besiegten aber voll Bewunderung „die besten Reiter der Welt“. Wie sehr der Thronfolger Alfons dabei die Deutschen achten gelernt hatte, zeigte er, als er bald nach seiner Thronbesteigung mit deutschen Fürsten in Verbindung trat, um mit ihrer Hilfe aufs neue den Kampf gegen Granada zu beginnen³⁷.

Beständiger als das kriegerische Zusammentreffen, das nur einen Ausnahmefall darstellte, war die Begegnung der Kaufleute, und auch sie trug die Merkmale an sich, die wir nun schon ohne weiteres von ihr erwarten. In etwa kam das schon durch die Eigenart der Waren, die verhandelt wurden, zum Ausdruck. Wir sind genau unterrichtet über die spanischen Waren, die im Jahre 1304 in Brügge eingeführt wurden³⁸, und die z. T. wohl als besonders spanisch galten. Brügge, Gent und Ypern gehörten damals zu den Hauptumschlagsplätzen des wirtschaftlichen Verkehrs zwischen Spanien und Deutschland. Brügge hatte übrigens seit 1282 eine Straße der Lübecker, seit 1284 eine Straße der Spanier, seit 1306 eine Straße der Hamburger, seit 1308 eine Straße der Portugiesen und seit 1344 eine Straße der Bilbainer³⁹, so daß sich die beiden Völker nicht nur im allgemeinen, sondern auch in ihren Unterarten

gegenübertraten. Da die Spanier und die nichtflandrischen Deutschen in Flandern aber nur Gäste waren, wurden sie auch noch durch dieses gemeinsame Band zusammengehalten. So vereinigten sich 1346 die deutschen, kastilischen, portugiesischen und aragonischen Kaufleute zu gemeinsamem Vorgehen, um sich in der Stadt Maubeuge gegenüber den Handelsvorrechten der dort einheimischen Bürgerschaft durchzusetzen⁴⁰.

Es scheint allerdings, daß die Spanier im 14. Jahrhundert mit ihren Schiffen noch nicht unmittelbar bis in die Nord- und Ostsee vordrangen. Deutsche Schiffe aber liefen in den spanischen Häfen aus und ein. Selbst preußische Kauffahrer verkehrten (1374) unmittelbar mit Spanien. 1393 fanden sich friesische Kaufleute in Barcelona⁴¹. Doch ging der Handel, zumal von Süddeutschland, auch auf dem Landwege vor sich. 1392 stattete König Johann von Aragon süddeutsche Kaufleute mit den Privilegien seines Hofgefolges aus⁴². Wir dürfen sie als „königliche Hoflieferanten“ ansprechen.

Im Rahmen des deutschen Tausch-, Handels- und Geschenkverkehrs nach Spanien hin stößt man gelegentlich auf Fälle, die, eben weil man sie kaum erwartet, besonders reizvoll erscheinen. Der Spanier bevorzugt mit Rücksicht auf die landschaftlichen und klimatischen Gegebenheiten mehr den Maulesel als das Pferd. Besonders der Adel aber, und wer sonst als stolzer Spanier ein edles Tier reiten wollte, griff nach dem Pferd. Und der aragonische Hof bemühte sich immer wieder um Pferde, die in Deutschland gezüchtet waren. Der Thronfolger Johann betonte, daß ihm die deutsche Zucht mehr als alle anderen gefiele, und er lobte besonders ihre Gangart. Deshalb pflegte er sich in Deutschland einen „guten Traber“ zu bestellen⁴³. Er war leidenschaftlicher Jäger⁴⁴ und wird nicht zuletzt an ein brauchbares Jagdpferd gedacht haben.

Als Jäger hatte er auch eine Liebhaberei für deutsche Jagdfalken. Schon sein Vater Peter IV. achtete einen gut abgerichteten Jagdfalken derart hoch, daß er ihn im diplomatischen Verkehr mit fremden Herrschern als Geschenk verwendete, wenn er besonders delikate Angelegenheiten, in denen er schon lange verhandelt hatte, zu einem guten Ende führen wollte⁴⁵. Wir vermuten, daß der von Deutschen abgerichtete Jagdfalke in Aragon eben auch wegen seiner eingedeutschten Eigenart geschätzt wurde.

Das Spanien-Erlebnis des Deutschen war aber nicht auf den geographisch spanischen Boden und umgekehrt das Deutschland-Erlebnis des Spaniers nicht auf den geographisch deutschen Boden angewiesen. Die Völker konnten sich auch auf neutralem Boden begegnen, die Kaufleute auf einem französischen Markt, die Studenten in Bologna, die Ordensleute in einem englischen Klo-

ster, die Kanoniker im Kapitel einer ungarischen Kathedrale. Und vor allem, wir sehen die Söhne beider Völker an der römischen Kurie, die damals ihren Sitz von Rom nach Avignon verlegte und damit die spanisch-deutsche Begegnung noch um ein Wesentliches erleichterte. Die kirchliche Zentralverwaltung zog alle christlichen Völker an. Die Pönitentiaria setzte sich ständig aus Vertretern der namhaftesten abendländischen Völker zusammen⁴⁶. Sah ein Volk sich hier nicht genügend berücksichtigt, so erhob es Beschwerde, eben weil es — es ging hier wieder um das Innerste, um das Beichten — in der Begegnung die eigene Grenze wie auch die des anderen erkannte. Noch hatten zwar die einzelnen Völker nicht ihre eigenen Kardinäle, aber der Anfang dieses Systems war doch gemacht, deutlich erkennbar auch im Hinblick auf die Familien der einzelnen Kardinäle; hatte doch jeder Kardinal besondere Beziehungen auch zu dem einen oder anderen Lande, das nicht sein Heimatland war, weshalb er Angehörige dieser Länder unter seine Auditoren und sonstigen Vertrauensleute aufnahm⁴⁷. Auch Deutsche und Spanier hatten dort immer wieder Gelegenheit, miteinander und gegeneinander zu arbeiten und einander kennenzulernen. An der römischen Kurie hatten deshalb auch diejenigen, die niemals persönlich in Spanien gewesen waren, einen durchaus klaren Begriff vom spanischen Wesen, das sie schon damals in der betonten Förmlichkeit der Etikette erlebten, so daß es sogar den spanienfreundlichen Kardinälen zuviel wurde und sie (um 1328) dem jungen König Alfons IV. rieten, er möge nicht so viele feierliche Gesandtschaften schicken wie sein verstorbener Vater Jakob II., der in einem Jahre mehr darin getan hätte als die Könige von Frankreich und England zusammen in zehn Jahren⁴⁸. So haben wir auch der Begegnung der Spanier und Deutschen im neutralen Ausland ein bedeutendes Gewicht zuzumessen. Es ist jedenfalls notwendig, beide Arten der Begegnung — im Inland und im Ausland — zu sehen und miteinander zu einer Einheit zu verbinden, um die Eigenart und Stärke des Selbstbewußtseins beider Völker im 14. Jahrhundert richtig zu werten und auch den Einfluß zu begreifen, den die gegenseitige Erkenntnis und Beurteilung der Völker auf die Ausprägung des Volksbewußtseins selbst ausübte.

Jeder entdeckt erst sich selbst, wenn er den anderen entdeckt. Das hat schon jene Zeit begriffen. Man lernte vergleichen, und man lernte aus dem Vergleichen, die Dinge des Lebens desto sicherer zu ordnen. Pedro Fernandez d'Ixar riet (1321) dem König Jakob II., die großen Bistümer Aragonens in kleinere aufteilen zu lassen, und er begründete seinen Vorschlag mit einem Hinweis auf die deutschen Verhältnisse; denn dort seien die Bischöfe zugleich

mächtige Fürsten, an denen die einheitliche Regierung des Reiches Schaden leide, und ebenso würde das Schicksal Spaniens werden, wenn dort die Bischöfe nicht durch Verkleinerung ihrer Diözesen bedeutungsloser und abhängiger gemacht würden⁴⁹. Wenn der Ratgeber bei seinem Vorschlag sachlich auch nicht ganz das Richtige traf, so hatte er doch die sich anbahnende Richtung, die Spanien und Deutschland einschlugen, klar erfaßt. Spanien befand sich auf dem Wege zum Einheitsstaat, Deutschland hatte sich für eine landschaftlich-territoriale Entwicklung entschieden.

Das Abendland steht heute wieder vor seiner eigentlichen Schicksalsfrage. Und diese kann ihre positive Lösung nur finden in der Begegnung der abendländischen Völker, in einer Begegnung, die sich mit offenen Augen und einsatzbereitem Herzen vollzieht. Auch der Universität harret hier eine bedeutende Aufgabe, die nur sie erfüllen kann. Als Jakob II. im Jahre 1300 die Universität in Lérida gründete, bestimmte er⁵⁰, daß jedes zehnte Jahr ein Franzose, jedes elfte Jahr ein Deutscher und jedes zwölfte Jahr ein Engländer oder ein Angehöriger der nordischen Länder dieser spanischen Universität als Rektor vorstehen solle. Die Universität jener Zeit, die ihre Studenten nach ihrer landschaftlichen Herkunft zusammenfaßte, um sie so sowohl in ihrem Volkstum zu fördern als auch für ihre Funktion im Ganzen zu schulen, hat damals noch einmal die abendländische Welt, deren Risse sich schon allzu deutlich abzeichneten, zu ihrem Teil mit überschäumendem Schwung zusammengeschweißt. Setzen die Universitäten des Abendlandes sich wieder diese Aufgabe, die anfangen muß mit der Begegnung von Mensch zu Mensch, mit dem aufgeschlossenen Verständnis für das Eigene, die Stärke und Schwäche eines jeden der einzelnen Völker und mit der Bereitschaft zu gegenseitiger Anerkennung und nachbarlicher Ergänzung. Die Begegnung des Deutschen und des Spaniers im 14. Jahrhundert, die heute vor unseren Augen wieder lebendig wurde, ist als historisches Faktum nur ein winzig kleines Stück vergangener Begebnisse unter den Völkern; aber sie mag uns Symbol und Antrieb sein, unser Bestes für die Begegnung der Völker in unseren Tagen einzusetzen.

ANMERKUNGEN

1. Aus der zahlreichen Literatur, die sich zu diesen Fragen äußert, sei unter Übergang der Reiseliteratur hier nur verwiesen auf: H. Finke, *Sobre el espíritu español y el alemán*. In: G. K. Johannsen — E. L. Llorens, *Actividades mundiales de Hamburgo* (1930), S. 14 — 20. G. Schreiber, *Deutschland und Spanien*. *Forschungen zur Volkskunde* 22/24 (1936).
2. Das Thema bedarf für das MA noch einer gründlichen Durchleuchtung. Zur vorläufigen Einführung vgl. E. Lemberg, *Wege und Wandlungen des Nationalbewußtseins*. *Deutschum und Ausland*, herausgegeben von G. Schreiber, 57/58 (1934); H. Heimpel, *Deutsches Mittelalter* (1941), S. 74—104; F. Soldevila, *La formation du sentiment national en Catalogne au Moyenâge*. In: *Bulletin of the intern. Committee of historical sciences* Nr. 38 (1938), S. 261.
3. Vgl. K. Häbler, *Peter Tafurs Reisen im Deutschen Reiche in den Jahren 1438 bis 1439*. In: *Zeitschrift für allgemeine Geschichte, Kultur und Literatur* 4 (1887), S. 502—529. J. Vives, *Andanças e Viajes de un hidalgo español (1436—1439) con una descripcion de Roma*. In: *Gesammelte Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens*, herausgegeben von H. Finke, VII (1938), S. 127—206.
4. Vgl. B. Llorca, *Manual de Historia Eclesiástica* (1942).
5. Vgl. J. Vincke, *Rez. von R. Bidagor, La »iglesia propia« en España*. In: *Archiv für kath. Kirchenrecht* 114 (1934), S. 308 ff.
6. Frankreich, das diese Architektur bereits seit dem späten 12. Jahrh. (Kathedrale von Noyon) kennt, erscheint auch hier als Brücke zwischen Deutschland und Spanien. Wo in Deutschland (früh schon im Chor von St. Antonius in Trier, Mitte 13. Jahrh.) die Strebepfeiler ins Innere der Kirche gezogen wurden, sind sie gern durch einfache — wie in Weilderstadt, Stettin (St. Jacobi) und Amberg (St. Martin) — oder durch gedoppelte — wie in Stargard (Chor an Marien) und Brandenburg (Katherinen) — lisenenartige Vorlagen angedeutet und so noch als anwesend empfunden. In Spanien ist mir die Betonung der äußeren Strebepfeiler besonders an der Kathedrale von Mallorca (13. Jahrh.) aufgefallen. Vgl. auch die späteren (15. und 16. Jahrh., z. T. schon plateresken) Kirchen San Esteban zu Salamanca und San Domingo zu Granada und Kathedralen von Sevilla, Salamanca und Segovia.
7. Es wirkt bezeichnend, wenn Llorca (Manual S. 525) unter den gotischen Kathedralen nur die von Mailand, die bei ihrer breiten Anlage auf die Höhenwirkung verzichtet und stark das Ornamentale betont, als unvergleichliches Idealbild der Gotik hervorhebt.
8. So spricht denn auch A. Giménez Soler, *La Edad Media en la Corona de Aragón* (1930), S. 370, der gotischen Baukunst wegen ihres Höhendranges in Aragon überhaupt die Volkstümlichkeit ab.
9. Vgl. J. Vincke, *Bernat Miquel und sein Konsistorialbericht an König Peter IV. von Aragon*. In: *Festschrift Eduard Eichmann zum 70. Geburtstag* (1940), S. 147 — 157.
10. H. Finke, *Acta Aragonensia* (1908 — 1922) III, S. 29 Nr. 136.

11. J. Schrader, Isabella von Aragonien, Gemahlin Friedrichs des Schönen von Österreich. Diss. phil. Freiburg i. Br., 1914, S. 69. H. von Zeissberg, Das Register Nr. 318 des Archivs der aragonesischen Krone in Barcelona. In: Sitzungsberichte der K. Akad. der Wissenschaften in Wien 140 (1899), S. 68.
12. Schrader, ebda., S. 13.
13. Ebda., S. 28.
14. Finke, Acta Aragonensia I, S. 348, 365, 369.
15. Vgl. L. Pfandl, Das spanische Nationalheiligtum. In: Deutschland-Spanien, herausgegeben vom Ibero-Amerikanischen Institut Hamburg 2 (1918), S. 306.
16. Vgl. Schreiber, Deutschland und Spanien, S. 115.
17. Vgl. J. Vincke, Geleitbriefe für deutsche Pilger in Spanien. In: Forschungen zur Volkskunde 16/17 (1934), S. 263.
18. »Cum nobilis et dilectus Henricus dominus in Gera miles . . . ad Castelle et alias partes nonnullas se transferat more nobilium aliena climata lustraturus . . . « Barcelona Archivo de la Corona de Aragón, Reg. 1675, fol. 101.
19. Vgl. W. Levison, Eine Urkunde Engelberts des Heiligen in Spanien. In: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 125 (1934), S. 108 — 111. Über die Ausstrahlung des St. Ursula-Kultes von Köln aus siehe auch W. Stüwer, Die Patrozinien im Kölner Großarchidiakonats Xanten. Beiträge zur Kultgeschichte des Niederrheins. (1938), S. 157 f.
20. Finke, Acta Aragonensia I, S. 242 Nr. 160.
21. Arch. de la Corona de Aragón, Reg. 24 Diversorum Jacobi II, fol. 97. Dazu Finke in: Gesammelte Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens IV (1933), S. 414.
22. Tacitus, Germania cap. 18.
23. Vgl. A. Bigelmair, Art. Ursula, in: Lexikon für Theologie und Kirche 10 (1938), Sp. 452 ff.
24. Vgl. F. Valls Taberner, El sentit alemany de la llegenda D'Otger Cataló. In: Gesammelte Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens II (1930), S. 397 ff.
25. Vgl. A. Schulte, Der Adel und die deutsche Kirche im Mittelalter. Kirchenrechtliche Abhandlungen (1910), S. 247 f. u. passim. W. Kothe, Kirchliche Zustände Straßburgs im 14. Jahrh. (1903), S. 7, 12.
26. J. Vincke, Documenta selecta mutuas Civitatis Arago-Cathalaunicae et Ecclesiae relationes illustrantia (1936), S. 399 ff., Nr. 535.
27. H. Finke, Zur Korrespondenz der deutschen Könige und Fürsten mit den Herrschern Aragons im 14. und 15. Jahrh. In: Gesammelte Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens V (1935), S. 473 f.
28. Vgl. H. Anglès, Els cantors i organistes franco flamencs i alemanys a Catalunya els segles XIV — XVI. In: Gedenkboek aangeboden aan Dr. D. F. Scheurleer op zijn 70sten Verjaardag (1925), S. 51.
29. Vgl. Finke, Zur Korrespondenz, S. 459, 482 Nr. 2. Anglès, Els cantors, S. 52.
30. Vgl. H. Anglès, Cantors und Ministers in den Diensten der Könige von Katalonien — Aragonien im 14. Jahrh. In: Bericht über den musikwissenschaftl. Kongreß in Basel vom 26.—29. Sept. 1924 (1925), S. 63.

31. Vgl. A. Pirro, Musiciens allemands et auditeurs français au temps des rois Charles V et Charles VI. In: Studien zur Musikgeschichte. Festschrift für G. Adler (1930), S. 73.
32. Vgl. H. Anglès, El músic Jacomí al servei de Joan I i Martí I durant els anys 1372—1404. In: Homenatge a Antoni Rubio i Lluch I (1936), S. 613—625. F. Pedrell, Joan I d'Aragón, Compositeur de Musique. In: Riemann-Festschrift 1909, S. 237 f. E. Dahnk, Musikausübung an den Höfen von Burgund und Orléans während des 15. Jahrh. In: Archiv f. Kulturgeschichte 25 (1935), S. 192.
33. Man vgl. etwa A. Farinelli, Wagner e Calderon. In: Nuova Antologia 371 (1934), S. 193—212; N. Martín Alonso, Motivos alemanes en los clásicos castellanos. In: Ensayos y Estudios 2 (1940); H. Becker, Die Kunstanschauung der spanischen Romantik und Deutschland. In: Gesammelte Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens IV (1933), S. 1—192.
34. Vgl. die Veröffentlichungen von K. H. Schäfer über die deutschen Ritter und Edelknechte in Italien.
35. Siehe die Gesandtenberichte in Finke, Acta Aragonensia II, S. 570 ff.
36. Ramon Muntaner, Crónica cap. 275.
37. Zum Ganzen vgl. R. Neumann, Die politischen Beziehungen zwischen dem deutschen Reiche und Aragonien in der Zeit von Rudolf von Habsburg bis Ruprecht von der Pfalz. Diss. phil. Freiburg i. Br. 1914.
38. Hansisches Urkundenbuch (1882—86) III, hrsg. von K. Höhlbaum, Nr. 624.
39. Ebda. S. 374.
40. Ebda. Nr. 81.
41. Arch. de la Corona de Aragón, Reg. 1882, fol. 69v.
42. Ebda., Reg. 1964, fol. 1.
43. Ebda., Reg. 1674, fol. 107v; Reg. 1750, fol. 70.
44. Er trug ja den Beinamen „El Cazador“.
45. Vgl. J. Vincke, Die Gesandtschaften der aragonischen Könige um die Reliquien der hl. Barbara (1322—1372). In: Historisches Jahrbuch 60 (1940), S. 119.
46. J. Vincke, Volkstum und Apostolische Pönitentiarie im 14. Jahrh. In: Zeitschr. der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Kan. Abt. 27 (1938), S. 414—444.
47. Vgl. J. Vincke, Nikolaus Rosell O. P., Kardinal von Aragon. In: Archivum Fratrum Praedicatorum 14 (1944), S. 126 f., 147 ff.
48. H. Finke, Nachträge und Ergänzungen zu den Acta Aragonensia. In: Ges. Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens IV (1933), S. 363 f.
49. Finke, Acta Aragonensia II, S. 856, Nr. 536.
50. J. Villanueva, Viaje literario a las iglesias de España 16 (1851), S. 34, 213.

